

Literatur des Auslandes.

N^o 139.

Berlin, Mittwoch den 20. November

1833.

Italien.

Ein neuer Roman des Verfassers der „Monaca di Monza“ *).

Der Verfasser der *Monaca di Monza* und der gelehrten Untersuchungen über Tasso's Leben, Herr Giovanni Rosini, wird in kurzem zu Pisa einen historischen Roman unter dem Titel: *Luisa Strozzi* ans Licht treten lassen. Der Zweck desselben ist, den politischen und gesellschaftlichen Zustand von Florenz unter der Regierung Alexander's von Medici darzustellen, welcher im Jahre 1537 die Frucht des Krieges erndtete, den Karl V. und Klemens VII. gegen die unabhängige Verwaltung Cosimo's führten, und durch einen blutigen Tod die Excesse aller Art, mit denen seine kurze Regierung besetzt war, fühlte.

Schwerlich dürfte man in den Annalen Italiens, von dem Wiedererwachen der Wissenschaften bis auf unsere Zeit, einen Gegenstand von noch höherem und durchgreifenderem Interesse finden, als derjenige ist, bei dem die geübte Feder verweilt hat, deren neue Schöpfung wir antändigen. Florenz war der strahlendste Brennpunkt der Civilisation jenes Landes, das allen übrigen Ländern Europa's auf dieser Bahn vorkuchte und noch damals über alle hervorragte. Diese reiche und gewerbsame Stadt hatte den größten Theil Toskana's und mehrere bedeutende Gebiete von Lunigiana, der Romagna und selbst von Umbrien sich unterworfen. Ihr Staat war von den Besitzungen der Genueser, der Venetianer, der Herzoge von Mailand und Ferrara, des Papstes, der Herren von Urbino, Perugia, Rimini, Faenza, Piombino und Forli, der Republikern Siena, Bologna und Lucca begrenzt. Durch seine Lage, seine natürliche Macht und Bevölkerung wurde Florenz der Mittelpunkt, das gemeinsame Band und das lebhafteste Triebwerk des ganzen italienischen Völker-Vereins. Es hielt auf der Halbinsel die Waage des politischen und militärischen Einflusses, und der Präsident seiner Raths-Versammlungen saß bei italienischen Kongressen mit den Monarchen Neapels und der Lombardei auf gleicher Stufe.

Die Auszeichnung ihres Gewerbsfleißes, der Umfang und die Thätigkeit ihrer Fabriken, die Menge des baaren Geldes und die Geschäftlichkeit, mit der sie bei Bank- und Handels-Speculationen davon Gebrauch machten, gaben den Florentinern nicht weniger unterschiedene Vortheile über die anderen Völker Italiens. Die vornehmsten Familien von Florenz, selbst diejenigen, welche anerkannt den ersten Rang einnahmen, die Medici und die Strozzi, rühmten sich des industriellen Ursprungs ihrer Größe und vermehrten ihre Reichthümer, die Vorurtheile anderer Nationen verachtend, auf eben die Art, wie sie in ihren Besitz gekommen waren. So finden wir im 14ten und 15ten Jahrhundert selbst Familien aus ritterlichem Geschlechte (*nobili*), wie z. B. die *Bardi* und *Peruzzi*, durch den überwiegenden Einfluß des demokratischen Elements von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, mit Eifer der *arte del Cambio* obliegen, einer Kunst, unter der nichts Anderes als unser *Banquier-Geschäft* verstanden wurde.

Das literarische Uebergewicht der Florentiner und dasjenige, welches ihnen die Ausübung der schönen Künste verschaffte, denen sie begeistert huldigten, gaben ihrem Staate noch höhere Bedeutung. Obgleich öfter eine undankbare, selbst eine grausame Mutter, nahm doch Florenz an dem Ruhme Theil, den seine ausgezeichneten Söhne in anderen Ländern erndteten. Dante war vor der Bekannmachung seiner *Divina Comedia*, deren erster Gesang 1309 unter den Aufsichten des furchtbaren Widersachers von Florenz erschien, verbannt worden; *Petrarca* ward im Exil geboren; *Leonardo da Vinci* fand erst am Hofe von Mailand wirksame Gönnerschaft, und doch erhoben diese drei Männer die florentinische Schule zum Gipfel ihres Glanzes. Außerdem haben *Boccaccio*, *Poliziano*, *Emilio*, *Giotto*, *Ghiberti*, *Brunelleschi*, *Masaccio* und eine Menge anderer eminenten Köpfe, deren bloße Aufzählung die Grenzen dieses Artikels überschreiten würde, Florenz angehört, und zwar nicht bloß durch den Zufall der Geburt oder des Todes, sondern durch ein ganzes der Verschönerung und dem Ruhme ihres Vaterlandes geweihtes Leben. So war Florenz am Ende des 15ten Jahrhunderts, und obgleich der unbegrenzte Kredit der Medici die Grundfesten der republikanischen Freiheit schon untergraben hatte, waren die Bewohner doch noch stolz darauf, Träger der Mutterstadt von Toskana zu heißen.

Die Invasion Italiens durch Karl VIII., und die Umwälzungen, welche sie veranlaßte, hatten für Florenz unglückliche Folgen. Car-

* „Die Nonne von Monza“, ins Deutsche übersetzt von Dan. Lehmann.

zana fiel in die Gewalt der Genueser; die Romagna und Bologna wurden dem Kirchenstaat einverleibt; Venedig verlor seinen Einfluß auf Mittel-Italien; die nationale Unabhängigkeit verschwand im Norden wie im Süden der Halbinsel. Das Gebiet der Florentiner, von allen Seiten durch den Kirchenstaat gedrängt, blieb nur noch mit schwachen Republikern oder mit Souverainetäten in Verbindung, die das Uebergewicht der Päpstlichen und Arragonischen Waffen gedemüthigt hatte. Furchtbare Konkurrenz schädete der Industrie; das baare Geld ging allmählig in andere Kanäle über; die Entdeckung Indiens und Amerikas gab dem Handel Toskana's einen verhängnißvollen Stoß. In derselben Periode wüthete Bürgerkrieg im Lande. Die Medici wurden verjagt und dann zurückgerufen; endlich saß Leo X. auf dem Päpstlichen Stuhl und übte, obgleich indirekt, einen eben so großen Einfluß auf Florenz als auf irgend einen Theil seiner eigentlichen Besitzungen. Während der Regierung dieses Papstes erlosch der Glanz der Florentiner, allein er schien sich in dem des Hauses Medici gewissermaßen wieder zu versüßen. Der Papst stand an der Spitze des intellektuellen Triebwerks, welchem Europa so rasche und glänzende Fortschritte verdankte, und Lorenzo, der Sohn seines Bruders, das Haupt der florentinischen Regierung, hatte sich durch den Sturz des Hauses Rovera bereichert, so daß seine Gewalt, als Herzog von Urbino und Schutzherr von Florenz, der Breite nach über ganz Italien von dem einen zum anderen Meere reichte.

Der vorzeitige Tod Leo's X. veranlaßte den Einsturz dieses Gebäudes, das größten Theils auf Usurpationen gegründet war, die man durch nichtige Vorwände beschönigen wollte. Urbino kam wieder an seine alten Herzoge, und Florenz, noch einmal von republikanischem Schwindel fortgerissen, beraubte die Medici ihres Ansehens, ihrer Güter, und eine Zeit lang sogar ihrer Freiheit.

Damals floß aber das Blut des Cosimo, des *patris patriae*, nur noch in den Adern dreier unechter Sproßlinge seines Stammes, von denen der Eine den Lorenzo, Herzog von Urbino, der Andere den Julian, Herzog von Nemours, und der Älteste einen anderen Julian, einen Bruder Lorenzo's Prächtigen, zum Vater hatte. Außerdem waren noch zwei Frauen übrig: *Clarizia*, die Eine derselben, Tochter des Pietro von Medici, war mit *Filippo Strozzi* vermählt; die Andere, *Katharina*, von dem florentinischen Volke *la Duchessa* (die kleine Herzogin) genannt, die ihren Vater Lorenzo, Herzog von Urbino, schon als Kind verlor, wurde Königin von Frankreich, als ihr Gemahl Heinrich II. an der Stelle des kinderlos verstorbenen Dauphins den Thron bestieg.

Alexander, der sich *Katharinens Bruder* nannte, ward von Klemens VII. dazu bestimmt, die Herrschaft seiner Familie wieder herzustellen. Allein die Abkunft dieses Jünglings war nicht bloß unvertilgbar besetzt, sondern auch verdächtig dazu; seine Mutter, eine Afrikanische im Hause des Herzogs von Urbino zu den niedrigsten Diensten gebrauchte Sklavin, hatte ihm etwas Negerblut gegeben, das man in seinen Zügen erkannte, und sein angeblicher Vater wäre in den Augen des Gesetzes ein Fuhrmann gewesen, der diese Frau geheiratet hatte.

Eine so unwürdige Wahl empörte die Florentiner und bestimmte sie zu noch kräftigerem Widerstand gegen die Waffen des Papstes, der die Schätze der Kirche aufbot, um sein Haus wieder zu Ehren zu bringen. Der einzige vernünftige Schritt, den die Florentiner thun konnten, wäre gewesen, wenn sie die Hülfe des Kaisers angesucht, dessen Partei ergriffen und die französische Sache verlassen hätten; denn Frankreichs edler und ritterlicher Monarch, Franz I., sah sich außer Stande, seine alten Bundesgenossen zu beschützen. Die Gefühle einer alten Waffen-Brüderchaft, vielleicht romantische Gefühle, ließen indessen ernste und weise Betrachtungen nicht aufkommen. Man entschloß sich, bei der Allianz mit Frankreich zu bleiben, und so mußte Florenz im Jahre 1530, nach einer heldenmüthigen Gegenwehr, die der Genius Michel-Angelo's verewigte, den verbündeten Heeren des Papstes und des Kaisers seine Thore öffnen.

Die Florentiner hatten sich jedoch erst zufolge einer Capitulation ergeben, die ihnen ihr ganzes Gebiet und ihre Verfassung sicherte. Die Medici und ihre Parteigänger sollten Bürgerrecht, Güter und Rang wieder erhalten; allein weder die Souverainetät der Stadt selbst, noch die Direction der Rathversammlungen war, den Mündeln Klemens VII. versprochen. Trotz dieser feierlichen Uebereinkunft begründeten die *Valleschi* *) ihre Herrschaft unter dem Schutze der Kaiserlichen Waffen, und sofort begann ein unbarmerziges System

*) Diesen Namen erhielten die Anhänger der Medici, weil ihre Waffen Kugeln (*palle*) waren.

Der Reaction und Rache in Wirkung zu treten; die Verbannungen, die conlini oder willkürlichen Verweisungs-Urtheile entöblerten die Stadt; sogar Blut wurde vergossen; ein Päpstlicher Minister leitete die Politik mit fast unumschränkter Gewalt, und im Jahre 1531 ergriff Alexander, der den Titel eines Herzogs Civita di Ponna führte, die Zügel der Herrschaft. Der Neapolitaner Don Antonio Muscettola brachte ihm das auf Ansuchen des Papstes von dem Kaiser bewilligte Diplom der Investitur.

Auf diesen Standpunkt hat sich Prof. Rosini gestellt, um die Geschichte anzufangen, deren interessantem Gewebe wir folgen werden, in welchem erfundene Umstände mit einer Grundlage, die den authentischsten Nachrichten aus jener Zeit genau entspricht, kunstreich verflochten sind.

Die Erhebung Alexanders beleidigte den Stolz und verletzete die Interessen mehrerer Palleschi selbst, die auf einen würdigeren Chef gerechnet hatten. Die Einen bezeugten dem Cardinal Hippolyt ihre Aufmerksamkeit; die Anderen gruppirten sich um Filippo Strozzi, Mariuzens Gatten und Katharinens Oheim, der sich als Erbe der rechtmäßigen Ansprüche dieses stolzen Hauses betrachten konnte. Filippo hatte große Talente, einen glühenden Ehrgeiz und größere Reichthümer, als irgend ein Privatmann damaliger Zeit; man betrachtete ihn allgemein als Italiens ersten Bürger. Das Gegengewicht dieser Vorzüge bildeten ein unentschlossener Charakter, ein unbehüllicher Stolz und ein grenzenloses Vertrauen auf seine eigenen Mittel. Seine Unstillsamkeit war selbst in jenem zügellosen Zeitalter hervorstechend genug; doch verleitete sie ihn niemals zur Niedrigkeit oder zu grausamen Thaten. Eine blühende Familie prägte sein Haus, und unter seinen Söhnen nahmen der Marschall Strozzi und der Fürst von Capua in den militairischen Annalen Frankreichs und Italiens eine ausgezeichnete Stelle ein.

Alexander hatte Parteigänger, wie sie der höchsten Gewalt niemals und nirgends fehlen. Der berühmte Historiker Guicciardini war die Seele seines Staatsraths. Die Erbitterung, mit welcher dieser seltene Mann, im Genuße des höchsten Päpstlichen Vertrauens, seine Feinde verfolgte, vergiftete endlich sein Leben und besetzte seinen Ruhm in den Augen der Nachwelt.

Die Oppositions-Partei gegen die Gewalt der Medici war von Republikanern gebildet. Diese scheinen die zahlreichsten gewesen zu sein; sie theilten sich aber in scharf geschiedene Klassen: die Piagnoni (Klagemänner), den Ermahnungen Savonarola's treu und sein Andenken wie das eines Märtyrers ehrend, wurden in allen Dingen von dem Prinzip einer begeisterten Hingebung geleitet; in ihren Reihen fand man die hartnäckigsten Anhänger der Französischen Allianz; die Arrabiati (Rasenden), deren bloßer Name schon ankündigt, daß sie aller Mäßigung und weisen Berechnung entbehrt hatten, bildeten die zweite Klasse; endlich kamen die Modorati (Gemäßigten), die unterrichtete und klügste Partei, die ihre kleine Zahl und selbst ihre Tugenden fast jedes Einflusses beraubt hatten. Unter den Letzteren zeichnete sich Alexander Nasi aus, dessen Sohn Professor Rosini zum Helden seines Romans gemacht hat.

Florenz hatte noch große Künstler und Schriftsteller von seltenem Verdienste aufzuweisen; zwar lebte Machiavelli nicht mehr, und Guicciardini's Werke waren noch nicht erschienen; allein Alessandri folgte in der Meinung der Zeitgenossen unmittelbar auf Ariosto, und Francesco Berni hatte in der Gattung, die nach ihm genannt ist, keinen Nebenbuhler. Leonardo war im Dienste Franz des Ersten gestorben; St. Bartolomeo und der unerreichbare Andrea lebten nicht mehr; allein Michel-Angelo, wie ein Koloss auf der Schaubühne der Künste sich erhebend, schien allein hinreichend, alle Verluste der Florentinischen Schule zu ersetzen, und man sah unter dem Schatten seiner Flügel das anmuthige Talent Cellini's, den Genius des tüchtigen Bronzino, das unüberfelle Talent Vasari's, das gediegene Verdienst eines Tribolo emporstehen. Die Werke dieser Meister gaben der Stadt Florenz das volle Recht, das neue Athen des Südens zu heißen. Der Anblick dieser Stadt, deren große Denkmäler damals fast alle schon standen, gleich demjenigen unendlich, den sie heutzutage darbietet. Diese Mischung gediegener Pracht und eleganter Feinheit, diese zahlreichen Meisterwerke in jeder Art von Kunst, dieser Heiligenschein von Ruhm, die etwas so Zauberisches für die Phantasie haben und dem Gedächtniß so unauslöschbar sich einprägen, existirten zur Zeit Alexanders von Medici, und als dieser Mann zur Herrschaft kam, rechtfertigte die Stadt den begeisterten Ausruf eines berühmten Dichters unserer Tage:

Von allen schönsten Städten dieser Erde
Ist keine schön wie Florenz.

(Roger's Italien.)

Der Autor hat diejenigen Personen, welche dazumal die erste Rolle spielten, in ein lebhaftes Licht gestellt; geschickt verketterte Umstände führen den Leser abwechselnd nach Pisa, nach Siena, an den Hof von Urbino und selbst an den von Franz I. Von dem üppigen Hofe der Medici werden wir in die Klöster des strengen Ordens St. Markus und in die Werkstatt Michel-Angelo's versetzt; einige Augenblicke seht uns der unwiderstehliche Humor Cellini's, die geistreiche Lustigkeit Berni's; aber bald erfüllen uns edlere und tiefere Empfindungen, indem wir die Entfaltung der tugendhaften Liebe Francesco's beobachten und die leider zu historische Katastrophe der Heldin herannahen sehen, deren reine und erhabene Seele zur lebhaftesten Sympathie stimmt.

In einem der nächsten Blätter hoffen wir über das interessante Werk etwas Näheres noch mittheilen zu können. (B. U.)

Bibliographie.

Von Giuseppe Micali's Storia degli antichi popoli d'Italia ist

bereits die zweite Auflage in 3 Bänden und mit vielen Kupfern erschienen. Pr. 60 Lire Kost.

Dizionario geografico-fisico-storico della Toscana. (Geographisches Lexikon des Großherzogthums Toskana, der Herzogthümer Lucca, Massa Carrara, Garfagnana und Lunigiana. Von Eman. Reppetti. 3 Bde., von denen jedoch bisher erst ein Heft von 6 Bogen erschienen ist. Pr. jedes Heftes 3 Paoli.

Compendio della storia della filosofia. (Tennemann's Compendium der Geschichte der Philosophie.) Uebersetzt vom Abate Gaetano Modena, Professor an der Universität Pavia. 3 Bde. Mailand. Pr. 10½ Lire.

Frankreich.

Die neuere Französische Literatur,
nach dem Urtheil der Edinburgh Review.
(Schluß.)

Notre-Dame de Paris, das so sehr bewundert worden ist, enthält geniale Züge, eine schöne Schilderung der Architektur des Mittelalters, ein großes Getümmel von Menschen und Sitten, die den alten Zeiten angehören sollen, die aber in der Wirklichkeit seiner Zeit angehören. Hier, wie in allen Werken des Herrn Hugo, drehen sich die Schönheiten der Details um eine Unmöglichkeit; ein abgeschmackter und unlogischer Mittelpunkt ist einer Fabel gegeben, der es nicht an Interesse fehlt. Man von Island zeigte uns ein Ungeheuer, halb Bär und halb Mensch, mit Armen wie eine Spinne und einem Rachen wie ein Eber; Hug Jargal einen Afrikanischen Seladon, der sich schlägt wie ein Ritter und sich für eine reine Liebe hinopfert. Notre-Dame de Paris wird durch die Gegenwart einer Heldin des Mittelalters belebt, die Esmeralda, wie ohne Zweifel die öffentlichen Plätze in Paris im Jahre 1400 keine ähnliche aufzuweisen gehabt haben. Diese Nachahmung der Göthe'schen Mignon und der Fenella des Walter Scott hat viele Anhänger gefunden. Es ist allerdings viel dramatische Schönheit in den meisten der Scenen, in denen sie erscheint; aber jene hohe Bildung bei einer Zigeunerin, jene Sanftmuth und Zierlichkeit der Sitten in einem solchen Jahrhundert; jene in eine barbarische Zeit versetzte Taglioni sind, unseres Erachtens, der Gipfel der Unwahrscheinlichkeit und der Abgeschmacktheit. Ein energischer und getreuer Maler gewaltiger Auftritte, hat Herr Hugo Notre-Dame de Paris mit bewundernswürdigen Gemälden versehen. So z. B. das, welches den Helden der Erzählung darstellt, wie er von dem Thurm Notre-Dame herab der Hinrichtung seines Schlachtopfers zusieht, welches auf dem Platze verbrannt wird, und wie er dann plötzlich von Quasimodo ergriffen und von dessen rächender Hand zweihundert Schritt weit auf das Steinspflaster geschleudert wird. Alles in dieser Schilderung ist genau, jede Bewegung des elenden Priesters, jeder seiner Brust entschlüpfte Seufzer, jedes Zucken seiner kramphast zusammengezogenen Finger. Eine bleierne Dachrinne hält ihn in seinem Fall auf; er klammert sich daran fest; sie biegt sich langsam unter seinem Gewicht; unter ihm heult die Menge, über ihm beweint Quasimodo das Opfer, welches er eben gebracht hat. Der Priester schwebt lange über dem Abgrunde; seine Verzweiflung treibt ihn zu einer letzten Anstrengung; er läßt los, sein Körper schlägt im Fallen mehrere Male über; er fällt, er zerschmettert sich endlich gegen ein Dach, von wo er langsamer hinabgleitet und entseilt auf das Steinspflaster fällt. In solchen Schilderungen findet man Victor Hugo ganz wieder; aber es sind Bruchstücke, und das Ganze seiner Werke ist weit davon entfernt, jene Einheit und jene Uebereinstimmung darzubieten, welche Meisterwerke charakterisiren.

Ueberhaupt kann man alle literarische Erscheinungen Frankreichs fragmentarisch nennen. Wenn ein Schriftsteller eine große Arbeit unternimmt, so ist es gewöhnlich nur eine Sammlung von Episoden; einige glänzende Lappen stellen ihn zufrieden. Andere, mit mehr Aufmerksamkeit, gestehen ihre Ohnmacht, große Arbeiten auszuführen, ein, indem sie nur abgerissene Stücke, Sammlungen und Gemischtes publiziren. Zuweilen verbinden sich auch drei bis vier Schriftsteller, um ein Buch zu schreiben. Alle diese Symptome verrathen eine unglückliche Schwäche und Unfruchtbarkeit, und nur durch gründliche Studien, durch eine Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes wird es den Französischen Schriftstellern gelingen, ihrem Vaterlande die frühere intellektuelle Ueberlegenheit wiederzugeben.

Man lese die Romane des Herrn Sue, welche einen so glänzenden Erfolg gehabt haben. Er will der Französische Cooper seyn. Man kann schon dem berühmten Amerikanischen Schriftsteller viel Anklage, Kälte und mitunter Kleinlichkeit vorwerfen. Er schenkt uns kein Blatt eines Baumes, keinen Nagel eines Schiffes, kein Knopfloch eines Kleides und keine Masche eines Strumpfes. Er schreibt eine Erzählung, wie man ein Inventarium anfertigt; er hat Personen, die von Holz, Eisen und Kupfer sind, wie die Schiffe auf seinen Seen, und denen nur Herz, Gemüth und Leben fehlt. Aber Herr Sue treibt es noch viel weiter. Wenn seine Schilderungen getrennt sind, so giebt es kein Französisches Schiff, das nicht ein schwimmendes Pandämonium wäre, von dem Teufel in Person kommandirt und mit seinen bösen Engeln besetzt. Glaubt man ihm, so besteht das Leben auf dem Schiffe nur aus Gemegeln und Seeräuberien, aus Plünderung und Nothzucht, aus Mordthaten und Flüchen; alle Berdecke der Fregatten sind mit Leichnamen bedeckt; eine Atmosphäre von Tod, Schwefel, Rauch, Wein schwebt über jedem Schiffe; der größte Theil der Capitaine wird an dem Mastbaume aufgehängt, und alle Matrosen essen Menschenfleisch wie wir Beesnead. Wir müssen auf unsere alte Litanei zurückkommen: Uebertreibung, Lüge, Mangel an Logik; diese ungeheuren Fehler der Französischen Literatur er-

sticken alle gute Eigenschaften derselben und hemmen die Entwicklung der meisten talentvollen Männer.

Atar Gull — dies ist der Name des besten Wertes des Herrn Sue — ist ein Held nach der neuesten Mode, nach Art des Herrn Victor Hugo und des Herrn Janin, der allen gewöhnlichen Gesetzen zuwiderläuft, bloß um den Leser zu überraschen und zu beunruhigen. In jener Literatur des Widerspruchs, wo man nur den gesunden Menschenverstand und die Wahrheit zu fürchten scheint, wo man die klassische Platitude nur verlassen hat, um sich in die Logik der Tollhäuser zu stürzen, ist man übereingekommen, jedes Verbrechen für Tugend und jede Tugend für Verbrechen gelten zu lassen. Atar Gull ist also ein Neger, ein guter Neger, der 60 Jahre lang seinen Herrn gepflegt, ihm gedient und seine Gesundheit wie sein Eigentum ihm geopfert hat. Die Französische Akademie erkennt ihm den Preis der Tugend zu, den er aber keinesweges verdient, wie man gleich sehen wird; denn Atar Gull, ein ausgefeimter Heuchler, hat die Maste der Anhänglichkeit vorgenommen, um seinen Herrn zu Grunde zu richten, dessen ganze Familie zu ermorden und auch ihn selbst umzubringen, wie er ihm eingesticht, als der arme Pflanzler, der beste der Menschen, auf dem Todebette liegt.

Wie könnten noch von den philosophischen und drolatischen Erzählungen des Herrn von Balzac und von seinen übrigen Werken sprechen. Er ist ein Mann von kräftigem und fruchtbarem Geiste, der die Fähigkeit des Erzählens besitzt und zuweilen gut erzählt. Er ist unlogisch wie Janin, ohne wirkliche Philosophie und besonders von einem erkünstelten Egoismus, der zurückläßt, und der sich bei einem Manne von Talent durch nichts entschuldigen läßt; aber er ist reich an glücklichen Details, an fein gefühlten und angenehmen erzählten Sachen. Auch er ist ein unvollständiges Talent, das nichts hat reif werden lassen, nichts durchdacht hat, das aus Gerathewohl eine Menge mehr skizzirter als vollendeter Erzählungen hinwirft, immer interessant im Anfange, immer mangelhaft bei der Entwicklung. Für die Herren Sue und Janin und zuweilen auch für Herrn Victor Hugo sind das Verbrechen, der Mord, die Nothzucht, die Blutsbande Hauptpunkte der Moralität des Romans. Herr Balzac begnügt sich mit der Lächerlichkeit; er treibt die Ausschweifung bis auf den äußersten Grad der Unsittlichkeit. Es giebt manche Erzählung dieses Schriftstellers, die einen Dragoner zum Ertrinken bringen und einen Fuhrmann in Erntaunen setzen könnte.

Haben alle jene Schriftsteller einen Grundfals festgesetzt, eine Doktrin gegründet, eine einzige Seele getrübt, eine einzige nützliche Lehre ertüchtelt? Nein, gewiß nicht. Sie haben in den stürmischen Wirbelwind des Egoismus und des Eitels, der sich der Französischen Gesellschaft bemächtigt hat, ihre Gedanken geworfen, die das Uebel nur vermehrt haben; sie haben die gesellschaftliche Wunde erweitert und verschlimmert. Will man etwa in ihren Werken, wie in denen des Montaigne, die aufrichtige philosophische, wenn auch etwas flüchtige Erfahrung des menschlichen Lebens suchen, wie es ist? Werden sie enthusiastische Gedanken einflößen oder energische Seelen aufregen wie Rousseau? Werden sie dazu beitragen, den Kultus der Sittlichkeit wieder aufzurichten, der einem merkantilschen und wahrhaft widerwärtigen Individualismus Platz gemacht hat? Wird die Zukunft die Spur eines rechtlichen und edelmüthigen Gedankens, einer edlen Aufregung darin finden? Eben so wenig. Selbst in den Werken, welche mit mehr Ruhe und mit anscheinender Sanftmuth geschrieben sind, wie Indiana und Valentine von Georges Sand, findet man auf jeder Seite ein Ausleben gegen die menschlichen Institutionen und besonders gegen die Ehe, das heißt, eine geheime Apologie des Ehebruchs. Der letztgenannte Schriftsteller übertrifft den größten Theil der Französischen Novellisten in dem Talent, seine Personen handeln zu lassen, uns für sie zu interessieren, das Innere der Familien zu schildern und die Wirklichkeit hervortreten zu lassen. Die ersten Seiten der Indiana können für ein Meisterwerk gelten, für ein wirklich vollendetes Gemälde der Häuslichkeit.

Einer der Schriftsteller, welche seit 15 Jahren die meisten Romane geliefert haben, verbirgt sich unter dem Namen des Bibliophilen Jakob. Herr Paul Lacroix — dies ist sein wahrer Name — scheint es weder an Fruchtbarkeit noch an Leichtigkeit des Stils zu fehlen; aber der Haupt-Gedanke ist bei ihm fast immer schwach und alt; eine Gelehrsamkeit von gestern, die schwerfällig aufgehäuft ist, erdrückt die Fabel. Der Macabrische Tanz j. B. ist aus Pest, Hexerei, aus Details, die den Alterthümern entlehnt sind, und aus Gemehel ohne Ruhe und ohne Ende zusammengesetzt. Kürzlich hat dieser Schriftsteller in der Scheidung und in Tugend und Temperament versucht, die Sphäre des Mittelalters zu verlassen, auf welche er sich bisher beschränkt hatte, und sein Beobachtungs-Feld auf die neuere und lebende Gesellschaft auszudehnen. Wir haben diese Werke nicht gelesen und können daher nicht beurtheilen, bis auf welchen Punkt es ihm gelungen ist.

Sollen wir noch von Paul de Kock sprechen, dem Maler der Pariser Griseiten und Stuger, dem Nachfolger Pigault-Lebrun's? und von einer Masse unbekannter Anspruchsvollen, die von jenem Umsturz der Gefühle und Ideen leben, welcher in Frankreich herrscht, und die den Roman aus allen Verbrechen der Gerichtshöfe zusammenschmieden? Ihre Anzahl ist eine Legion. Man zählt jeden Monat ungefähr fünfzig neue Romane. Unter ihnen sind diejenigen, welche den Namen Michel Raymond führen, und die von einer Gesellschaft talentvoller Männer geschrieben werden, der Beachtung werth, wie wohl auch sie von den gerügten Mängeln der Uebrigen nicht freizusprechen sind.

Hier halten wir indeß inne und suchen einige der Ideen zusammenzufassen, welche sich uns im Laufe dieser Untersuchung dargeboten haben. Mit Uebertreibung, gesuchtem Wesen und Lüge ange-

füllt; Allem zum Troß Wirkung hervorbringen wollend, die Wahrheit verachtend, eine thörichte und ungesellige Misantropie predigend; sich den Schein gebend, nichts zu glauben, und doch den Unglauben beklagend; sinnlich, aber ohne Natürlichkeit; dogmatisirend, aber ohne Logik; nichts Vollkommenes, nichts Vollendetes, nichts Vollständiges: ist die jetzige Französische Literatur augenscheinlich eine transitorische. Einige wenige von den Namen, welche sich an den Ruhm derselben geknüpft haben, werden kaum in eine bessere Zeit hinübertönen. Was die Werke betrifft, von denen wir gesprochen haben, so werden sie, einer schnellen Vergessenheit bestimmt, von unseren Enkeln nur als seltsame Erinnerungen an eine gesellschaftliche Krankheit, die nur zu lange gedauert hat, angesehen werden.

Bibliographie.

Les aventures d'un marin de la garde. (Abenteuer eines Gardemariniers.) 2 Bde.

Les aspirans de marine. (Die Seeladetten.) Roman von Ed. Corbière.

Histoire du mont St. Michel. — Eine historische Untersuchung, von A. Ledour.

Histoire de la ville de Théroouanne, ancienne capitale de la Morinie, et notices historiques sur Fancambergues et Renti. (Archäologische Notizen über einige alte Städte.) Von S. Piets. Saint-Dmer. Pr. 2 Fr.

E n g l a n d.

Gedanken über — den Bart.

Welch ein trockener, abgeschmackter, uninteressanter, unnützer Gegenstand! hören wir unsere Leser ausrufen. Wie können Blätter, die nur Erstem und Edlem geweiht zu seyn pflegen, sich zu solchen Trivialitäten hergeben? Aber sieh nicht selbst Homer vom Ddwy, um Freise und Mäuse zu besingen; und haben nicht zwei große Geister: Virgil und der ehrwürdige Sydney Smith, das Lob eines Sallates gefeiert? Warum sollten nicht eben so viel Unterhaltung von einem behaarten Kinn und eben so wichtige moralische Folgerungen von einem gekräuselten Schnurrbart hergeleitet werden können? Selbst Addison's und Steeles berühmter Zuschauer hielt dieses Thema seines philosophischen Ernstes nicht für unwerth, sondern widmete sein 33tes Blatt und, wenn wir nicht irren, noch mehrere andere, den Gedanken des Sir Neger von Coverley über diesen Gegenstand. Das Feld ist weit und noch lange nicht erschöpft. Ueberdies behaupten wir, daß der Gegenstand weder uninteressant noch unnütz ist. Kann das uninteressant seyn, was Jedermann, dem Jüngling von 18 Jahren und dem Patriarchen an der Schwelle des Grabes, von Wichtigkeit ist, und woran er bei der Wiedertehr jeder Morgenröthe erinnert, ja, oft nur zu schmerzlich erinnert wird? Sind nicht ganze Nationen nach der Art benannt worden, wie sie ihre Bärte trugen? Wurde nicht das Schicksal Rom's durch eine Beleidigung entschieden, die dieser ehrwürdigen Zierde widersprach? Sind nicht Barbieren der Schrecken der Tyrannen gewesen und haben das Geschick der Reiche gelenkt?

Auch denke man nicht, daß die Erörterung ohne Vortheil sey. Weit davon entfernt, können wir vielmehr beweisen, daß sie sogar der Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Gesetzgeber nicht unwürdig ist. Es sind zwei Jahre her, daß zwei Englische Minister sich durch ihre Unwissenheit in Bezug auf diesen sehr wichtigen Gegenstand auf eine unverantwortliche Weise lächerlich machten. Nicht damit zufrieden, die Westindischen Sklaven mit Speisen versorgt zu haben, die sie nicht genießen, und mit Schuhen, die sie nicht gebrauchen konnten, erstreckte sich die zärtliche Sorgfalt der Minister, Lords Goderich und Howick, auch auf die dicken Lippen ihrer Schützlinge — und in ihren bekannten Geheimeraths-Befehlen bestimmten sie, daß jedem Neger jährlich zwei Rasirmesser geliefert werden sollten. Wie müssen sich die Augenbrauen der edlen Staatsmänner zusammengezogen und ihre Wangen sich geröthet haben, als ihnen über den Ocean zurück die Nachricht von der physischen Thatsache zurückgesandt wurde — daß die Neger keine Bärte haben! Auch ist uns der merkwürdigste Zug in den Parlaments-Debatten über jenen Gegenstand nicht entgangen — die bekannte Erklärung des Herrn Hume nämlich, die alle andere ökonomische Pläne dieses Herrn übertraf, daß er in den letzten zwölf Jahren seines Lebens sich eines und desselben Rasirmessers bedient habe, welches er früher von einem Judenknaben für einen Schilling gekauft hatte. Wehe dem Handel, wenn jedes Rasirmesser dieselbe Schärfe hat oder jede Haut so unverwundbar ist, wie die des ehrenwerthen Mitgliedes für Middlesex!

Wir beabsichtigen nicht, eine chronologische Geschichte der Bärte zu schreiben, sonst würden wir hier unsere Gründe auseinandersetzen, warum wir glauben, daß sie so alt sind, wie die Schöpfung des Mannes; denn da Adam in der Blüthe der mittleren Jahre ins Leben gerufen wurde, so ist es wahrscheinlich, daß er einen vollen schwarzen Bart mit auf die Welt brachte. Indes ist dies ein bestrittener Punkt; denn Martinus Scribierus und Andere behaupten, daß Adam keinen Bart hatte bis nach dem Sündenfall, und daß die Dual des Rasirens ihm dann auferlegt worden sey, als eine erbliche Strafe für seine Nachkommenschaft, die im Laufe des Lebens eines Mannes durch tägliche Erneuerung zusammen dasselbe Maß von Leiden ausmachen sollte, welches die Frauen im Kindbette zu ertragen haben. Dieselbe Meinung wird von dem Verfasser des Don Juan vertheidigt, der bemerkt:

„Daß seit dem Fall der Mann für seine Sünden
Den Bart erhielt, um selbst sich stets zu schinden.“

Wir wollen uns sogar jetzt nicht bei der Untersuchung aufhalten,

ob der barbarische Gebrauch, die schönen Umrisse des Bartes zu ver-
ürzen und das Kinn zu glätten, schon von den Patriarchen aus-
geübt wurde oder nicht. Im Homerischen Zeitalter muß das Rasiren
nicht allein allgemein gebräuchlich, sondern auch schon eine ausge-
bildete Kunst gewesen seyn, da der alte Barde in den schönsten
Theilen seiner Iliade ihr seine Metaphern entlehnt, indem er bei der
Beschreibung von der Ungewißheit des Schicksals Troja's sagt: es
stand auf der Schärfe eines Rasirmessers. Von Aarons Bart
wird in den Psalmen gesprochen, und der goldene Bart des Nestulap
ist allgemein gefeiert — so daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß in
jenen Zeiten die Priester und Aerzte sich dadurch auszeichneten, daß
sie den Bart stehen ließen; und daher mag auch die Ideen-Verbin-
dung zwischen besonderer Weisheit und einem langen Barte stammen.
Die Götter selbst, mit Ausnahme des „unbärtigen Apollo“, wurden
mit langen Bärten dargestellt. Jupiter trug ein höchst patriarchali-
sches Gesträuch am Kinn, und Iphigeneia umfaßt im ersten Buch der
Ilias, da sie eben eine sehr einschmeichelnde Stellung einnehmen
will, mit der linken Hand sein Knie, während sie ihm mit der rech-
ten den Bart streichelt. Der Gebrauch, den Bart zu scheeren oder
nicht, scheint sich in allen Ländern nach der eigenwilligen Laune der
Mode geändert zu haben; das Abscheeren wurde — seltsam genug —
immer allgemeiner, je mehr die Civilisation vorrückte. Cicero sagt
uns, daß man 400 Jahre lang in Rom keine Barbieri kannte. *Facile est barbato imponere regi*, sagt Juvenal mit Beziehung auf
die Einfachheit der Römischen Könige in früherer Zeit, welcher Aus-
druck uns zufällig an den guten alten Georg III. erinnert, als er
seinen Bart mehrere Jahre lang nicht hatte scheeren lassen und ein
gewisser Geistlicher die Gemeinde in der Windsor-Kapelle fast vor
Lachen zum Ersticken brachte, als er mit fehlerhafter Aussprache feier-
lich ausrief: O Lord, shave (barbiere, statt save) the King! —
Wir haben uns Alle in unserer Schulzeit das ehrwürdige Aussehen
der Römischen Senatoren gedacht, wie sie, angethan mit weiten fal-
tigen Gewändern, gleich Schlachtopfern dasaßen, und die Kühnheit
des rohen Siegers uns ausgemalt, der herantrat und einen der Ve-
teranen an seinem grauen Bart zupfte. Der ehrwürdige Greis konnte
diese Beschimpfung nicht ertragen, und er schlug den Glenden mit
seinem elfenbeinernen Scepter zu Boden: das Zeichen, ach! zum
Niedermegeln der Greise und der hülflosen Answid. — In der That,
wenn das graue Haupt eine Krone des Ruhms ist, so sollte der
schneeweiße Bart als ein Zauberwandel betrachtet und für heilig und
unverletzlich gehalten werden. — In späteren Jahren indeß bedien-
ten sich die Römischen Bürger häufig des Scheermessers, und zur
Zeit des Augustus war das Tragen des Bartes eine Ausnahme statt
einer Regel. Der Barbier wurde ein Gegenstand des Schreckens
für die Kaiser der halben Erde, und wir wissen, daß Domitian kei-
nen in seine Nähe lassen wollte, aus Furcht vor einem Anschläge
auf sein verbrecherisches Leben.

Wir kommen zu späteren Zeiten und finden, daß der Bart noch
immer nicht allein als ein wichtiges Attribut betrachtet wurde, son-
dern daß Helden und selbst ganze Völker nach der Art, ihren Bart
zu tragen, und nach der Farbe desselben genannt wurden. Wober
hatten die Lombarden oder Longobarden ihren Namen, als von der
wilden Länge ihrer Bärte? Wer hat bei seinem Kummer über das
Schicksal der Fatime nicht gefühlt, daß der bloße Name „Blaubart“
der Erzählung einen unbeschreiblichen Grad von Schrecken hinzufügte.
Die Bärte der Englischen Heptarchie sind berühmt. Der erste Däne,
welcher in Britannien einfiel, war Sueno mit dem Beinamen der
Gabel-Bart. Wir wollen uns nicht streiten, ob Wilhelm Rufus sei-
nen Beinamen dem Hauptbart oder dem Bartbart verdankte. Aber
wir haben den berühmten Kaiser Friedrich nicht vergessen, der den
Beinamen Barbarossa führte; und auch nicht jenen anderen Helden
des Orients, Haireddin Pascha, den Nelson der Türken, den Neben-
buhler des Andreas Doria, der in Europa hauptsächlich unter dem
Namen Rothbart bekannt war. Wir wissen nicht, ob alle diese
Abweichungen der Bartfarbe natürlich waren oder nicht; mit Aus-
nahme des Blaubarts sind sie es vielleicht gewesen; aber es ist auch
gar nicht unwahrscheinlich, daß es zu Zeiten Mode gewesen ist, den
Bart zu färben.

Es ist auffallend, daß die Mode, den Bart lang zu tragen,
welche von den übermüthigen Normannen abgeschafft wurde, unter
der Regierung der Tudors zum Theil wieder aufkam, wie man aus
den Bildern jener Zeit ersuchen kann. Die Sorgfalt des Sir Tho-
mas Morus für seinen geträufelten Schak ist wahrhaft rührend.
Als der Scharfrichter schon das Beil erhoben hatte, bat er ihn, „zu
warten, bis er seinen Bart bei Seite geschoben hätte, denn dieser
habe doch keinen Hochverrath begangen.“ Man erzählt sich noch
eine andere Geschichte, entweder von Sir Walter Raleigh oder von
irgend einem anderen Opfer der Tyrannie jener Zeiten. Als näm-
lich der Barbier zu ihm in den Tower kam, um ihm den Bart abzu-
nehmen, lehnte er dies mit den Worten ab: „Es schwebt ein Pro-
zeß, mein Freund, über diesen Kopf zwischen mir und dem Könige,
und ich wünsche nicht, irgend ein Kapital auszuliegen, bevor die
Sache entschieden ist.“ — Einige Knebelbärte auf Wandl's Bildern
sind wahrhaft malerisch und lassen es uns beinahe bedauern, daß
eine so geschmackvolle Mode jemals abgekommen ist. Aber die Mode
ist launisch, und es war Frankreich damals, wie jetzt, vorbehalten, die
Schiedsrichterin des Geschmacks für ganz Europa zu seyn. Ludwig XIII.
und Ludwig XIV. bestiegen beide als Minderjährige den Thron, und
als einen Akt arger Schmeichelei, der die Erzählung von den Wul-
keln der Hölle Alexanders nicht unglücklich macht, ließ sich der
ganze Französische Hof die Bärte abnehmen. Daher nun die über

ganz Europa verbreitete Mode, so daß jetzt nur noch ein Türke oder
ein Jude ein so lästerlicher Verächter der Mode ist, daß er es wagt,
einen Bart zu tragen.

Ja, sogar in Konstantinopel, wo der lange Bart als ein Theil
der Religion, als ein Attribut des Glaubens verehrt wurde, selbst
da ist ein Kaiserliches Dekret erschienen, welches den horstigen Stolz
der Abkömmlinge der Solimans hingedoppelt hat. Welche unerhörte
Entweihung! Welche schändliche Annäherung an die Sitten und Ge-
bräuche der Christenlande! Aber selbst jetzt noch besteht eine Staats-
Feierlichkeit, welche auch der reformirende Mahmud nicht abzuschaffen
gewagt hat; es werden nämlich alljährlich bei den Feierlichkeiten im
Monat Ramazan einige Haare aus dem Barte des Propheten öffent-
lich zur Bewunderung der Gläubigen ausgelegt. — Es gab Zeiten,
wo ein Araber seinen Kopf weniger unzertrennlich von sei-
nem Rumpfe als seinen Bart von seinem Kinn angesehen haben
würde. Ein Türke soll sogar eine bedeutende Summe Geldes in
Konstantinopel gegen Verpfändung seines Bartes geliehen erhalten
haben. Diese Sache ist durchaus nicht unglücklich. Wir selbst er-
innern uns, einen berühmten Stutzer in seinem Klubb gesehen zu
haben, der höchst wohlgefällig sein Stuhlbärtchen strich und dabei zu
seinem Gefährten sagte: „Ja, mein lieber Junge, ich würde dies
nicht für tausend Pfund jährlich hingeben.“

Aber warum von unseren modernen Schnurrbärten sprechen,
oder uns bei der untergeordneten Wichtigkeit eines modernen Bar-
biers aufhalten? Der Stolz und der Ruhm ihrer Kunst ist von
der Erde verschwunden, und auf den Strom der Zeit zurückblickend,
können wir uns kaum noch einen Begriff von der Wichtigkeit machen,
deren einst die Ritter des Scheermessers genossen. Und doch wer-
den viele ihrer Namen noch lange in der Geschichte leben. Wessen
Herz hüpfet nicht fröhlich bei dem bloßen Klang des Barbiers von
Sevilla? Aber der berühmteste aller Bartkünstler älterer und neuerer
Zeit war der, welcher im 15ten Jahrhundert so tief in die Intrig-
uen und Katalen des Französischen Hofes eindrang. „Maitre
Olivier — ce Figaro terrible, que la Providence, cette grande
laineuse de Drame, a mêlé si artistement à la longue et san-
glante comédie de Louis XI.“ Wir verweisen den Leser auf Victor
Hugo's Novelle Notre Dame de Paris, wo man im dritten
Theil einige unterhaltende Scenen zwischen dem Könige und dem
Barbier findet. Der ehrsüchtige Barbier fiel zuletzt als ein Opfer
des Volkshasses und der Eifersucht der Hölle. Am Hofe nannte
man ihn höflicherweise Olivier-le-Dain, beim Volke hieß er Olivier
der Teufel. Mit ihm wird so leicht kein Barbier späterer Zeit ver-
glichen werden können.

Und doch ist es noch nicht so gar lange her, daß in unserem eigenen
Lande der Glanz jener Kunst in Schatten getreten ist. Noch im
Jahre 1745 sonderte man die Wundärzte von den Barbieren durch
eine Parlaments-Akte, welche den Titel führte: „Akte, um die Wund-
ärzte und Barbieri von London zu zwei abgesonderten und getrennten
Corporationen zu machen.“ Auf den Universitäten zu Oxford
und Cambridge ist es noch jetzt Gebrauch, daß die matriculirten Barbieri
einmal jährlich mit den Rektoren essen. Glorreicher Triumph der
Kunst! Sogar den unbändigen Stolz der Sammt-Robe zu bezwin-
gen! Mittags zur Rechten desjenigen zu sitzen, dessen Kopf man
Morgens eingeseift und geschoren hat! Von derselben Stimme zu
einem Glase Wein aufgefordert zu werden, vor der man mit dem
Messer in der Hand gezittert hat! Herrliches Amalgama. Leder
und Logif, Pomade und Erbit, Rasirmesser und das kanonische Recht!
Kein Wunder, daß beim Beginn des Diners die Rektoren keinen
Appetit haben, während die Barbieri einen wahren Heißhunger mit-
bringen.

Was uns selbst betrifft, wir hören nicht auf, die Verklärung
der ehrwürdigen Fierde zu bedauern. Wir erinnern uns noch, mit
welcher Achtung und Ehrfurcht wir in unserer Knabenzeit den lan-
gen grauen Bart eines tablköpfigen Bettlers zu betrachten pflegten;
und weit entfernt, der Warnung des Horaz: *vellent tibi barbam
lascivi pueri* zu achten, schlüpfte oft der zu Raschwert bestimmte
Pennny in die Tasche des armen alten Mannes. Eben so erinnern
wir uns, mit welchem Entzücken wir jährlich in der Weibtracht-Pan-
tomime den üppigen Bart des Pantalons betrachteten, und in welches
Gelächter wir ausbrachen, wenn der Harlekin ihm diesen Bart abriß.

Und dann, als wir älter wurden, der Ehrgeiz, ein Rasirmesser
zu besitzen, das Gefühl der Wichtigkeit in der Schule, als wir müß-
sam unsere dünnbehaarte Oberlippe abtrakteten, —

Postquam candidior tondenti barba cadebat.

Jene Tage, die Gefühle jener Tage sind verschwunden, sie wer-
den nie wiederkehren! Das Rasiren ist nicht das Einzige, was da-
mals eine Quelle des Vergnügens war, und in eine der Mühe und
des Schmerzes verwaelt worden ist. (Edinburgh Magazine.)

Bibliographie.

New statistical account of Scotland. — Unter diesem Titel
ist in Edinburgh ein umfassendes Werk angekündigt worden, dessen
erste Abtheilung am 1. Januar 1834 erscheint, und das eine be-
deutende Bervollkommnung des vor 40 Jahren von Sir John
Sinclair herausgegebenen statistischen Berichtes über Schottland
seyn wird. Folgendes sind die Haupt-Abtheilungen und Bear-
beiter desselben: I. Geographie und Naturgeschichte, von Pro-
fessor Jameson; II. Landesgeschichte, von Patrick Fraser Tytler;
III. Gewerbeleiß, von Professor Low, und IV. Kirchliche Gegen-
stände, Schulen etc., von John Gordon.